



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bartels, Adolf: Nationale Dichtung. 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

den alten Anschauungen los. Sie haben ihren ganz besondern Zauber, vermutlich weil das *laissez faire* so außerordentlich bequem ist, und Spuren davon findet man oft, gerade wenn man es am wenigsten erwartet, bei den überzeugtesten Sozialreformern.

So kommt es, daß dem Antisemitismus die allermeisten Anhänger durch seine judenfeindliche Spitze gewonnen werden, daß sie bei ihrem Übertritt glauben, sein Wesen erschöpfe sich in der Bekämpfung der Juden, und daß sie sich erst nach und nach in den sozialen Gehalt der Bewegung hineinleben. Nach Art aller frisch bekehrten haben sie aber ihre Freude daran, ihre neu errungne Erkenntnis hinauszutragen in immer weitere Kreise, gerade sie sind die eifrigsten und lautesten Prediger, und sie predigen eben, was sie begriffen haben, nämlich fast nur die Lehre von der Gemeinschädlichkeit der Juden; vielen ältern Antisemiten und jenen Sozialreformern, die von der Judenfrage überhaupt nichts hören wollen, zum Verdruß, der Sache aber nicht zum Schaden.



## Nationale Dichtung

Von Adolf Bartels

1



In meinem Aufsatz „Die Ziele der gegenwärtigen Litteraturbewegung in Deutschland“ (Heft 42 der vorjährigen Grenzboten) kam ich zum Schluß auch auf die nationale Tendenz und sagte: „Ich muß gestehen, daß ich eine Möglichkeit, der Dichtung nationale Ziele vorzuschreiben, schlechterdings nicht sehe, so fest ich auch von der Notwendigkeit nationaler Individualisierungen der Menschheit überzeugt bin, und so gern ich eine nationaldeutsche Mischung von Eigenschaften anerkenne. Das bewußte Streben nach »deutscher« Poesie ist auch überflüssig, ja im Hinblick auf eine bestimmte vaterländische Dichtung unsrer Tage sei es gesagt, sogar schädlich. Man kann wohl bestimmte Schulreformen ins Auge fassen, man kann die Jugend in echt deutschem Geiste erziehen, aber man kann auf das dichterische Schaffen seiner Zeit auch nicht den geringsten unmittelbaren Einfluß gewinnen, und darum handelt sichs hier. Jede Art von Dichtung, die wir bisher gehabt haben, war national, die Gelehrtenpoesie zu Opizens Zeit so gut wie Goethes antikisirende, Schillers »Jungfrau« so gut wie Hebbels »Judith«; selbst Heine ist doch etwas mehr als ein in deutscher Sprache dichtender Jude, eben weil er ein Dichter war. Natürlich wird sich auch der

Dichter von einer stärker werdenden nationalen Strömung beeinflussen lassen, aber es wird ihn andrerseits auch nichts hindern, die Welt einmal mit den Augen des Franzosen oder des Engländer anzusehen — der Dramatiker z. B. hat das oft geradezu nötig — und die aus fremden Ländern kommenden geistigen Einflüsse auf sich wirken zu lassen. In der Gesamtheit seines Wesens wird er dabei doch stets deutsch bleiben, auch sein Kosmopolitismus wird eine deutsche Färbung tragen, und so kann man sich wohl in dieser Hinsicht beruhigen. Solange das deutsche Volk eigne Lebenskraft hat, wird es auch deutsche Dichter haben.“

Das sind nun zwar weiter nichts als leichthingeworfne Sätze, wie sie auch nach der Anlage meiner Arbeit dort allein am Platze waren, aber man kann doch aus ihnen mit einigem guten Willen die sehr bestimmte Anschauung des Verfassers herauslesen. Das scheint aber nicht überall geschehen zu sein; um einige nicht unwesentliche Stellen verstümmelt, haben sie das Thema oder doch den Anlaß zu einer eingehenden Erörterung über „Volkstum und Persönlichkeit in ihren Beziehungen zur Kunst“ hergeben müssen (in der Täglichen Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 298 und 299 v. J.), die es mir nahelegt, die in ihnen vertretenen Ansichten weiter zu entwickeln und auf die Frage der Möglichkeit einer bewußt nationalen Kunst näher einzugehen.

Da ist es zunächst nötig, den Begriff „national“ zu beleuchten. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte in jenen Sätzen zwei „Bedeutungen“ des Wortes „national“ durcheinandergeworfen: eine bloß wissenschaftliche und eine sittliche. Sene, die umfassende, bezeichne alles, was überhaupt den Begriff und die Geschichte einer Nation ausmacht. Diese, die sondernde, suche festzustellen, was unter den vielen Beeinflussungen und Anhängeln, die eine Nation im Verlaufe ihrer Kultur nun einmal nicht vermeiden kann, Kern und Wesen der Nation bildet, und suche daraus eine Forderung zu formuliren, suche zu erziehen. Nun ist mir freilich noch nicht bekannt geworden, daß es „Bedeutungen“ von Worten giebt, die etwas festzustellen, Forderungen zu formuliren und zu erziehen suchen, aber ich sehe wohl, daß bei der hier gegebenen Unterscheidung die Trennung eines einheitlichen Begriffs sozusagen in seine Hülle und seinen Kern stattfindet, und verspüre natürlich wenig Lust, mir einen logischen Prozeß, der von ungefähr in dem Kopfe eines Lesers meines Aufsatzes vorgegangen ist, als Unklarheit vorrücken zu lassen. Wo ich das Wort „national“ gebrauchte, da hatte ich den einheitlichen Begriff der Eigenart des deutschen Volkes, seinen Kern und sein Wesen, im Auge, meinte z. B., daß in der Gelehrtenpoesie zu Opitzens Zeit, selbst in Goethes antikisirender Dichtung genug deutscher Eigenart stecke, um sie national zu nennen, ja daß eben die Eigenart des deutschen Volkes, und nicht etwa bloß äußere Umstände und persönliches Belieben zu dieser Art Poesie gedrängt habe. Denn im Gegensatz zu neuerdings viel verfochtenen Ansichten bin ich der Überzeugung, daß nicht

allein die Tugenden, sondern auch die Schwächen eines Volkes seine Eigenart ausmachen, und daß somit ein Kampf für nationale Eigenart in der Kunst nicht, wie behauptet wird, ohne weiteres ein Kampf für Naturwahrheit und künstlerische Schönheit ist. Ich glaube, um meine frühern Behauptungen hier bestimmter zu wiederholen, daß alles Formuliren nationaler Forderungen auch nicht einen wirklich bedeutenden deutschen Dichter (und nur solche kommen hier in Betracht) als solchen unmittelbar beeinflussen, geschweige denn einen hervorbringen oder erziehen wird, ja daß sich nicht einmal der Dichter selbst nationaldeutsch erziehen kann. Der Kern dichterischen Wesens, das Genie oder Talent, ist mir nämlich, und wohl nicht mir allein, stets etwas durchaus gegebenes und in sich gebundenes, die dichterische Thätigkeit nichts weniger als frei. So tritt denn die Beeinflussung im nationalen Sinne nur gleichwertig neben alle andern, die möglich sind, sie vermag nicht die dichterische Individualität umzuformen, des Dichters Schaffen ausschließlich oder nur wesentlich zu bestimmen. Wenn man das ebenesagte allgemeiner fassen will: die besondere Begabung des Menschen siegt über jede von außen kommende Tendenz, wohlgemerkt, wenn sie groß genug ist, ja sie unterdrückt unter Umständen etwas, was sonst noch in dem Menschen liegt, wenn es ihrer Ausbildung hinderlich sein sollte, sie formt sich den Menschen. Gewiß ist auch der Dichter, der Künstler überhaupt, schon durch seine Geburt national beschränkt, er wird auch durch das nationale „Milieu,“ in dem er aufwächst und lebt, beeinflusst, aber die gestaltenden Kräfte des Künstlers haben weder von vornherein eine nationale Tendenz, noch läßt sich eine in sie hineintragen. Was sich in den Werken der Dichter von spezifisch Nationalem findet, wird zunächst nicht deren Wesentliches und, falls man es überhaupt mit echter, ursprünglicher, nicht gemachter Kunst zu thun hat, wird es stets unbewußt hineingekommen sein. Kurz, ich halte es für zwecklos, eine nationale Kunst zu wollen, und behaupte, daß noch nie wahrhaftige Kunst eine direkt nationale Tendenz gehabt hat, sondern, wo es der Ideale bedurfte, überall rein künstlerischen gefolgt ist. National bethätigen kann man sich auf dem Gebiete der Kunst nur, wenn man einer wahren und großen Kunst in seinem Volke den Boden bereitet, ganz gleichgiltig zunächst, ob sie den ausgeprägt nationalen Stempel trägt oder nicht. Natürlich kommen für uns Deutsche zunächst deutsche Werke in Betracht; es wäre aber schlimm, wenn wir auf der Höhe der Kunst stehende fremde ausschließen wollten, in dem Banne der falschen Furcht, daß sie unsre deutsche Eigenart irgendwie ungünstig beeinflussen könnten.

Wer die Geschichte unsrer Nationallitteratur aufmerksam verfolgt, dem wird die Naturnotwendigkeit der Entwicklung in ihr schwerlich entgehen. Es war einmal Mode bei uns, geschichtliche Vorgänge vom Standpunkte der Gegenwart aus zu kritisiren und mit großer Bestimmtheit darzuthun, wie es hätte kommen müssen, wenn sich alles „normal“ entwickelt hätte. Da bekam

Karl der Große seinen Tadel, daß er das italienische Langobardenreich erobert, aber Lob dafür, daß er die Sachsen unterworfen hat; denn diese kolonisirten ja das Slawengebiet, wo später Brandenburg-Preußen entstand. Mit besondrer Wut stürzten sich die deutschen Geschichtschreiber auf die unglücklichen deutschen Kaiser, die Römerzüge unternahmen; die Hohenstaufen z. B. wurden meist in ihrer Gesamtheit verdammt. Vielleicht erinnert sich mancher noch des Gelehrtenstreites zwischen Sybel und Ficker; noch in den achtziger Jahren wäre es mir in einer historischen Gesellschaft beinahe schlecht ergangen, als ich die Partei Fickers, also der alten Kaiser nahm und nicht nach modern nationalen Gesichtspunkten über Zeiten urteilte, wo das Nationale sicher noch nicht allgemein bewußt vorhanden war, jedenfalls die Ideen des universalen Kaisertums und der universalen Kirche alles beherrschten. Die deutsche Litteraturgeschichte hat unter der Verkennung des Grundsatzes, daß jede Zeit aus sich heraus beurteilt sein will, im ganzen weniger zu leiden gehabt, Wohl und Wehe eines Volkes haben mit seiner litterarischen Produktion ja auch unmittelbar wenig zu thun; erst neuerdings beginnt man einzelne Richtungen, Dichter und Werke, als dem Kern des deutschen Wesens am besten entsprechend, auf Kosten andrer hervorzuheben. Vom volkerzieherischen Standpunkt aus hat das wohl auch seine Berechtigung, nur soll man dann die Geschichte nicht verdrehen, die nationalen Gesichtspunkte nicht über die ästhetischen stellen, also z. B. nicht ein wohlgemeintes, aber in seinen Absichten stecken gebliebenes Werk seiner „Deutschheit“ halber einem dichterischen Meisterwerke, das Spuren der Beeinflussung etwa durch die Antike zeigt, vorziehen, vor allem nicht die Persönlichkeiten und ihre Entwicklung gewissermaßen zerreißen und damit unverständlich machen, wie das leider z. B. schon bei Goethe geschieht. Wie alle Geschichte, kennt auch die Litteraturgeschichte keinen Zufall; da alle ihre wichtigen Dokumente vorliegen, so ist es möglich, das mit völliger Sicherheit festzustellen, man sieht förmlich den Strom der Entwicklung, kann nichts oder nur wenig auf das Belieben einzelner Persönlichkeiten schieben. Ein vollständiges Verstehen aber wird lehren, daß die Wege, die die Entwicklung einschlug, nicht bloß die einzig möglichen, sondern auch allezeit nicht fruchtlos waren, gleichviel, ob der Anstoß von außen oder aus der Tiefe der Volksseele kam.

Sehen wir uns unsre Litteraturgeschichte einmal auf die in ihr hervortretenden hauptsächlichsten fremden Beeinflussungen hin an. „Litteratur“ entsteht bei uns erst mit dem Eindringen des Christentums, aber unsre ganze uralte nationale Dichtung, die noch nicht Litteratur war, geht durch das Christentum zu Grunde. So könnte man schon am Beginn unsrer Litteraturgeschichte eine gewaltige Strafpredigt gegen die fremden Einflüsse halten. Allein das Christentum gilt ja, selbst bei unsern nationalen Heißspornen, trotz seines orientalischen, semitischen Ursprungs, trotz seiner damals schon ausgeprägt romanischen Form als etwas dem Germanentum durchaus Wahlverwandtes, das mit ihm ohne weiteres

zusammenfloß, und daher wird nur ein leises Bedauern über den Untergang der altdeutschen Götter- und Heldendichtung laut. Ich bin nun freilich der Ansicht, daß gerade der Sieg des Christentums beweist, daß Kern und Wesen eines Volks bis zu einem sehr bedeutenden Grade zu verändern sind; ist doch die neue Religion sogar imstande gewesen, die natürlichen Neigungen völlig zu verkehren, sodaß uns jetzt zum Ekel ist, was unsern Ahnen Hochgenuß war — ich erinnere nur an das Essen von Pferdefleisch. Was aber die alte nationale Dichtung der Deutschen anlangt, so glaube ich, daß sich ihr Verlust ertragen läßt. Der völlige Untergang ist für mich ein Beweis, daß sie noch nicht die Form gefunden hatte, die sie lebensfähig machte, wie die spätern Gesänge der nordischen Skalden. Die Stoffe blieben, wurden freilich nach und nach teilweise bis zur Unkenntlichkeit verändert. So treten sie uns im Nibelungenlied, in der Gudrun und einigen der kleinern sogenannten Volksepen wieder entgegen, im Kern immer noch grundheidnisch, wie schon Goethe bemerkt hat, aber das wahrscheinlich nur deshalb, weil die Verfasser der Dichtungen, die sonst wie alle ihre Zeitgenossen sicher völlig in dem Banne christlicher Anschauungen standen, von ihren gewaltigen Stoffen gleichsam überwältigt wurden, sie als minder große Individualitäten nicht in dem Maße beherrschten, wie die dem Namen nach bekannten „Kunstepiker“ die ihrigen — kam ihnen doch der klaffende Gegensatz der altheidnischen Motive und der christlich-mittelalterlichen Oberfläche nicht einmal zum Bewußtsein. So haben wir denn in den Volksepen — darauf muß meine Beweisführung hinauslaufen — nichts weniger als bewußt nationale Poesie, ja vielleicht nicht einmal solche, die aus dem Boden des deutschen Volkstums, wie es geworden war, naturgemäß entsprossen wäre, sondern nur gewaltige Nachklänge früherer Zeiten, die wohl für die Unzerstörbarkeit des Göttervolkstümlischen bis zu einem gewissen Grade zeugen, aber doch dem eignen Volke, schon als sie entstanden, schwerlich das waren, was das Nationalepos eigentlich sein soll, und späterhin fast spurlos verschwanden. Man führe den Vergleich mit den homerischen Epen nur einmal folgerichtig durch! Vielleicht hätte sich eine größere und dauernde Wirkung des Nationalepos ergeben, wenn sich einer der bekannten großen Dichter der Zeit, etwa Wolfram von Eschenbach, des Stoffes bemächtigt hätte; aber daß keiner von ihnen darauf verfiel, beweist eben, daß die Deutschen durch das Christentum verändert waren, und nun ihre Natur sie nach ganz andern Richtungen drängte. Unser Nationalepos aber, so schätzenswert es ist, hat auch in späterer Zeit, nach seiner Erweckung vom Tode, einen irgendwie bestimmenden Einfluß auf uns Deutsche oder auch nur unsre Litteratur nicht zu üben vermocht; die dem Nibelungenlied am ehesten entsprechende, den vollen Gehalt der deutschen Sage bergende und dazu durch das Temperament eines großen Dichters hindurchgegangne moderne Form: Hebbels Tragödie ist noch immer wenig bekannt, Wagners stark mit fremdartigen nordischen Elementen versetzte Behandlung aber

kann ihres esoterischen Charakters wegen niemals Volkseigentum werden, hat vielmehr alle Aussicht, in absehbarer Zeit unter einem Wust von Kommentaren ihr Begräbnis zu finden.

Auf die vom Christentum hervorgebrachte geistliche Litteratur, die, mag sie auch kaum ein bleibendes Werk hinterlassen haben, doch als überhaupt erstes deutsches Schrifttum einige Aufmerksamkeit beanspruchen darf, folgt die ritterliche Dichtung, ebenfalls eine ausgeprägte Standespoesie, aber die erste, die nun Großes schuf und daher, wie man wohl ruhig behaupten kann, auch auf die oben geschilderte endgiltige Gestaltung unsrer alten Stammesagen nicht ganz ohne Einfluß war. Wie die christliche, war auch die höfische Dichtung zunächst ein durchaus fremdländisches Gewächs, das aber im deutschen Boden wohl gedieh und, wenn man unsern Litteraturgeschichtschreibern glauben darf, die Mutterpflanze weit überholte. Es ist der französische Einfluß, der nun zum erstenmale in deutschen Landen auftritt, und der seitdem immer und immer wiedergekehrt ist und das alte Wort: *Ex oriente lux* für unser Vaterland geradezu in sein Gegenteil verwandelt hat. Von so großer, nachhaltiger Wirkung wie das Christentum ist er freilich damals nicht gewesen, aber er hat uns doch zum erstenmale, für ein, zwei Jahrhunderte, eine Kultur geschenkt, die nicht mehr rein materieller Natur war, die die Pflege auch der zartesten seelischen Regungen gestattete, um dann freilich wie alles Treibpflanzenartige — der Ausdruck sagt aber etwas zu viel — unter dem kalten Winde rauher Zeiten zu erfrieren. Man sei einmal aufrichtig: Ist die Kultur der Minnezeit in Deutschland ohne den französischen Einfluß denkbar? Und wenn nicht, ist sie seinetwegen verwerflich? Sicherlich, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und vor allem Walthar von der Vogelweide sind echtdeutsche Dichter, aber bei den beiden ersten sind weder Stoff noch Form, bei Walthar wenigstens die Form im Grunde nicht deutsch, aber darum ist es keinem der Dichter selber, auch Walthar nicht, der doch dem Papst und den Welschen gehörig zu Leibe ging, eingefallen, ihre Kunst geringer zu achten. Mag ein andres Volk Lehrmeister sein, wenn nur das eigne etwas lernt, und es ist doch schwerlich gute Sitte, seinen Lehrmeister, wenn er seine Pflicht gethan hat, zum Dank durchzuprügeln. Man versenkt sich heute mit großer Liebe in jene mittelalterliche deutsche Dichtung, überschätzt sie sogar vielfach, da ihr subjektive Enge und Einförmigkeit in starkem Grade anhaften. Immerzu! Aber man erkenne auch an, daß diese Litteratur ebenso wenig wie die eines andern Zeitraums spezifisch, bewußt national ist, daß sie fremden Einflüssen ganz Bedeutendes verdankt, wenn sie auch keine slavische Nachahmerin geblieben ist, sondern sich zu verhältnismäßiger Selbständigkeit empor gearbeitet hat. Daß Wolfram von Eschenbach ein viel größerer Dichter war als Chrestien de Troyes, will ich gern glauben, aber daß auch dieser und seinesgleichen in die deutsche Litteraturgeschichte gehören, scheint mir ausgemacht.

Am ehesten als spezifisch deutsch könnte man die Dichtung des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die des Reformationszeitalters und des aufstrebenden Bürgerstandes bezeichnen, wenn sie eben nur Dichtung wäre. „Kraft in Ernst und Scherz, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand“ hat Uhland der deutschen Litteratur dieser Zeit nachgerühmt. Das sind Eigenschaften, die wir Deutschen damals allerdings hatten, aber sie genügen noch nicht, eine Dichtung großen Stils erstehen zu lassen. So ist denn die Dichtung jener Tage wesentlich Satire und Polemik, von wenigen Gattungen, dem Kirchenlied, dem Schwank, dem Fastnachtspiel, aber auch nur teilweise, abgesehen. Es fehlen auch keineswegs die fremden Einflüsse; die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst begann damals ihre „kosmopolitifizierende“ Thätigkeit, und so kam, da Satire und Polemik damals überall an der Tagesordnung waren, eine Menge internationalen Stoffs auch nach Deutschland. Sind doch selbst die bis in die tiefsten Schichten des deutschen Volks hinabbringenden Volksbücher meist fremden Ursprungs. Den Humanismus ferner muß man doch sicherlich unter die fremden Einflüsse rechnen; er wurde jedoch in Deutschland sehr bald selbständig, gab uns nicht bloß große Gelehrte, sondern entschieden deutsche Charakterköpfe. Ganz unbeeinflusst erhielt sich nur das deutsche Volkslied, das zu keiner Zeit frischer und freudiger erklang, und das sicherlich unsere „nationalste“ Poesie ist, in seiner ästhetischen Bedeutung aber doch gelegentlich wohl zu hoch hinaufgeschraubt wird und heute, nachdem die spätere Kunstlyrik, große und leider auch unzählige kleine Dichter, es so oft nachgeahmt haben, daß uns sein Ton und seine Lieblingswendungen nachgerade ziemlich abgestanden vorkommen, jedenfalls nicht mehr zu neuem Leben zu erwecken ist. Immerhin soll der Deutsche Luthers Prosa, Hans Sachsens Schwänke und Fastnachtspiele und das Volkslied in Ehren halten; eine neue deutsche Bildung, die ausländisches nicht kennen will, läßt sich aber auf ihnen nicht begründen.

Schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege begann dann ein unaufhaltbarer Verfall der deutschen Litteratur, des deutschen Geisteslebens überhaupt. Die Reformationsbegeisterung war schneller verbraucht, als man hätte denken sollen, der Materialismus erhob sein Haupt und führte eine Periode wüsten Wohllebens und sittlicher Entartung herbei, wie sie seitdem in so rohen Formen kaum wiedergekehrt ist. Eine Verengung des geistigen Gesichtskreises ging damit Hand in Hand. Nur die Vernichtung des deutschen Wohlstands konnte da aufräumen, und die besorgte der dreißigjährige Krieg gründlich. Mag man ihn auch als den Vernichter der deutschen Kultur früherer Zeit betrachten — daß er hoffnungsvolle Blüten und Reime vernichtet habe, wird man schwerlich beweisen können, die waren zum größten Teil schon früher erstickt. Dem englischen Hans Sachs, John Heywood (gestorben 1565), folgte William Shakespeare auf dem Fuße; er hatte um das Jahr 1600 seinen Höhepunkt. Hätte unserm wackern Nürnberger, der schon 1517 mit seiner Schauspieldichtung be-

gann und etwa 1550 auf seiner Höhe stand, der deutsche Shakespeare folgen sollen, Zeit wäre bis zum Jahre 1618, dem Anfangsjahr des dreißigjährigen Kriegs, wo Shakespeare schon zwei Jahre im Grabe ruhte, genug gewesen. Haben wir etwa später von Johann Elias Schlegel oder von Gottsched bis zu Lessing ein volles Jahrhundert gebraucht? Aber statt eines Shakespeare kam damals ein Myrer. Man sollte also mit der Behauptung, daß der dreißigjährige Krieg unsre Dichtung, namentlich unser Drama, in der schönsten Entwicklung unterbrochen habe, vorsichtig sein. Wohl vernichtete er sehr viel, aber die Periode des Akademismus und Pedantismus, die dann mit Opitz, richtiger schon mit Weckherlin begann, wäre sicher auch ohne ihn gekommen — und ob unsre Opitz, Fleming, Gryphius allzu tief unter den Konrad, Marino, Bondel stehen, darf billig noch bezweifelt werden.

Mit Opitz beginnt aber nach der allgemeinen Anschauung die ausgeprägte Ausländerei, um nun weit über hundert Jahre herrschend zu bleiben. Das nationale Wesen gilt für diese Zeit fast vollständig als unterdrückt, und in der That kann man in ihr die fremden Einflüsse deutlicher als sonst verfolgen, ja es regte sich bei den kräftigern Naturen der Zeit selbst schon eine starke Opposition gegen die Verwelschung und Alamodesucht, die dann in ihren Ausläufen sogar zu übertriebenem Purismus und dergleichen führte. Man darf aber nicht übersehen, daß die Ausländerei damals keineswegs bloß in dem durch den dreißigjährigen Krieg und die Raubkriege Ludwigs XIV. herabgekommenen Deutschland herrschte. Noch Renaissance und Reformation hatten bei den einzelnen Völkern sofort nationale Formen angenommen; nun kommt zum erstenmale etwas Kosmopolitisches und damit etwas „Modernes“ in die europäische Menschheit. In Paris wie in Wien herrscht zunächst spanische Tracht, Sprache und Etikette; unser Grimmelshausen ahmt den spanischen Schelmenroman nach wie später Lesage, wie selbst noch Zielding. Dann bedeckt die Allongeperücke so gut das Haupt des roi Soleil und des französischen Rechtsgelehrten und Schauspielers, wie des deutschen Fürsten, Geistlichen und Professors, des holländischen Kaufherrn wie des englischen Parlamentsmitglieds, und alle erscheinen nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich als dieselben Menschen: überall die nämliche barocke Steifheit, „Grandezza“ genannt, der nämliche Mangel an einfachem, schlichtem Gefühl, dafür aber eine gewisse launige Originalität, jede Volkstümlichkeit fast völlig geschwunden. Und als darauf an die Stelle der Perücke der Zopf, an die der Grandezza die leichtfertige Eleganz, an die der barocken Originalität die philiströse Aufklärung tritt, ist wieder die Physiognomie der Menschen überall dieselbe, sodaß man kaum zuviel sagt, wenn man behauptet, daß es von den Stürmen des Reformationszeitalters an bis zur großen Revolution statt der einzelnen Nationalitäten nur eine einzige europäische Kultur Menschheit gegeben habe. Als Gegenströmung folgte der kosmopolitischen Periode dann eine Periode des seit der

Grenzboten II 1894

Revolution wieder erstarkenden Nationalismus, die nun aber in dem Andrang der sozialen Fragen schon wieder ihrem Ende entgegen zu gehen scheint. Bei dieser Anschauung kann man natürlich die bequeme Meinung nicht gelten lassen, daß gerade das Deutschtum einfach unterdrückt worden sei. Herrschte bei den starken Nationen, in dem Paris Richelieus und Mazarins das Spaniertum, in dem England Wilhelms III. und Georgs I. der französische Akademismus, so kann man unsre deutsche Ausländerei nicht bloß mit nationaler Schwäche erklären, sondern muß ein naturgemäßes Überwiegen der Kulturelemente der Zeit über das Nationale annehmen. Der Kern der Volksnatur, darf man vielleicht sagen, ist nicht mehr unveränderlich, sondern gewissermaßen gelockert, geneigt, Verbindungen einzugehen und Stoffe auszustößen, die Kultur tritt gleichwertig neben die Natur. Dieses Eindrucks wird man sich schwerlich erwehren können, wenn man erwägt, daß die kosmopolitische Periode volle hundertfünfzig Jahre gedauert hat, ja heute noch nicht überwunden ist, da die nationale Reaktion bisher keineswegs imstande gewesen ist, ihre Einflüsse wieder zu entfernen. Und wer will sagen, ob nicht die gesamte fernere Entwicklung der Menschheit mit mehr kosmopolitischen und mehr nationalen Perioden abwechseln wird?

Es versteht sich nun aber von selbst, daß die Dichtung eines Volks, wenn auch einmal kosmopolitisch, doch niemals unnational sein kann; ist doch jede Kunst stets die Entbindung der tiefsten, ja fast geheimnisvollen Seelenkräfte. So entspricht auch die deutsche Dichtung des siebzehnten und des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts dem deutschen Wesen immer noch so viel, daß man sie wohl national nennen kann, auch sie ist naturgemäße Entwicklung und von heilsamer Wirkung gewesen. Der Gelehrtenstand war damals, im Zeitalter Leibnizens, der einzige, der die Poesie pflegen konnte, und gab er ihr etwas von seiner Pedanterie, so wollen wir nicht vergessen, daß diese Eigenschaft dem deutschen Wesen nie völlig fern gelegen hat, daß unsre Schwerfälligkeit und Gewissenhaftigkeit ihr nahe verwandt sind. Tadelte man ferner die Geziertheit und innere Roheit der zweiten schlesischen Schule, so ziehe man außer dem Einfluß der italienischen Marinisten gefälligst auch den Stammescharakter der stark mit slawischem Blut versetzten Schlesier in Betracht; für die Nüchternheit Weises und seiner Genossen wird man dann gleichfalls wohl im Nationalcharakter eine Erklärung finden. Das Unerfreuliche einfach auf die fremden Einflüsse zu schieben und das Erfreuliche aus dem eignen Volkstum herzuleiten, geht doch nicht gut an. Daß darauf die bewußte Nachahmung der Franzosen eine ganz vortreffliche Schule für uns war, unsre Sprache, unser Geschmack, die äußere Sitte daraus nur Nutzen ziehen konnten, daß selbst Gottscheds Bestrebungen als lobenswert zu bezeichnen sind, steht neuerdings unzweifelhaft fest. Wieland, vor allem aber auch Lessing verdanken den Franzosen außerordentlich viel; des letztern ganze schriftstellerische Kultur kann man schlechthin französisch nennen, obgleich

er — nach Diderots Vorgang! — gegen den französischen Akademismus auftrat und zuerst auf Shakespeare hinwies. Gerade bei Lessing sehen wir aber auch, wie die Schulung; welcher Art sie auch sei, nie und nimmer das ursprüngliche Wesen unterdrücken kann, daß selbst in kosmopolitischen Perioden das Nationale noch hinreichend Vertretung findet, wenn nur bedeutende Individualitäten aufkommen. Schon vor Lessing aber hatten wir Klopstock, den Dichter, mit dem die selbständige neuere deutsche Nationallitteratur beginnt.

In unsern Litteraturgeschichten steht Klopstock als der Hauptvertreter des englischen Einflusses da, der im Gegensatz zum französischen meist gelobt wird. Nun ist es ja sicher, daß uns der Engländer näher steht als der Franzose; aber daß Thomsons beschreibende Poesie, Youngs Nachtgedanken, selbst Richardsons Romane, Ossian (dessen keltische Grundbestandteile hier außer Acht gelassen werden mögen) und endlich Milton uns in höherm Grade gefördert hätten als Corneille und Racine, Molière und Lafontaine, endlich als Voltaire, ohne dessen „Zaïre“ es vielleicht keinen „Nathan“ gäbe, und Rousseau, soll doch noch bewiesen werden. Erst Shakespeare, mit dem uns Lessing, die englischen Volkslieder, mit denen uns Herder bekannt machte, und die Romane der englischen Humoristen haben unsre Dichter in wirklich bedeutender und meist günstiger Weise angeregt, wenn auch heute von den shakespeareisirenden Dramen nur noch der „Göz,“ von den Balladendichtungen nach englischem Muster nur noch die Bürgerischen lebensfähig sind, und unser größter Humorist dem Vorbild Sternes nicht eben dankbar zu sein braucht. Aber schon Lessing bemerkte, daß man Shakespeare nicht unmittelbar nachahmen, sondern nur von ihm lernen solle, wie der Landschaftsmaler von der Camera obscura, und in der That kommt es auf den unmittelbaren Einfluß eines fremden Dichters im einzelnen stets wenig an, die gesamte Kunstatmosphäre, die er mitbringt, ist das wahrhaft befreiende und fördernde. Mag denn unser erster Sturm und Drang ohne den Einfluß des Briten Shakespeare und — des Romanen Rousseau nicht gut denkbar sein, seine besten Kräfte zog doch auch er aus dem heimischen Boden, und seine wahrhaft hervorragenden Geister wurden bald, soweit es überhaupt möglich ist, selbständig, ohne freilich jemals auf den Gedanken einer bewußt nationalen Dichtung zu verfallen. Das überließen sie dem alternden Klopstock und seinen Barden. Eine Dichtung wahrhaft großen Stils hat auch noch nie und nirgends mit nationalen Grenzbestimmungen eingesetzt, hat immer die gesamte Menschheit ins Auge gefaßt und, wie sie das Große von allen Völkern nahm, das eigne Große freudig an alle Völker hingegeben. Das gilt denn auch von unsrer klassischen Dichtung.

(Fortsetzung folgt)

